

schen Dualismus enthält und sich stark an Wittgenstein orientiert. Es gebe nichts Privates bezüglich der Bedeutung des Wortes Schmerz. Schmerz ist Wort einer öffentlichen Sprache und seine Bedeutung kann, wie die Bedeutung jedes Wortes, anhand seines Gebrauchs gefunden werden. Searle zwei Hauptthesen nennt D. philosophische Fantasie. Wenn Searle seinem Materialismus wirklich treu bleiben wolle, müsse er sich zum Epi-Phänomenalismus bekennen. Für D. ist der Mensch aus Fleisch und Blut Sitz der Kausalität, und nicht eine unkörperliche Psyche (mind). – Nach D. ist die Vorstellung einer Interaktion zwischen Leib und Seele cartesianisch. Damit wolle er nicht sagen, es gäbe kein Leib-Seele-Problem, wohl aber, daß eine ganze Fülle von miteinander zusammenhängenden Problemen existiere wie z. B.: Das Problem der Beziehung zwischen Gedanken und Handlungen, zwischen Gedanken und Äußerungen sowie zwischen Emotionen und Ausdruck.

Im Kapitel „Denken und Gehirn“ (109–129) geht es um die Frage, wie Gehirn und Geist beim Denken aufeinander bezogen sind. Hier kritisiert D. den Cartesischen Interaktionismus. Es wäre falsch zu sagen, der Geist (mind) benutze das Gehirn. Vielmehr benutzt der Mensch aus Fleisch und Blut sein Gehirn. Die Computeranalogie ist ebenfalls falsch. Wir bedienen nicht unser Gehirn, wie wir einen Computer bedienen. Die Vorstellung zweier parallel ablaufender Prozesse, die im Geist und im Gehirn sich ereignen, ist irreführend. – Searle bekämpft in seiner Vorlesung „Können Computer denken?“ die Auffassung, das Verhältnis von Geist und Gehirn sei wie das Verhältnis von Computerprogramm und Hardware. Computerprogramme sind nur syntaktisch, der Geist aber ist semantisch und besitzt neben einer formalen Struktur auch Inhalte. Der Kognitivismus ist nach Searle in seinem Verständnis des Gehirns als informationsverarbeitendes System von der Computeranalogie geprägt. D. kommt hier zum Schluß, daß Searle nicht in der Lage ist, Descartes' Dualismus aus seinem System zu entfernen. – In „Freiheit und Determinismus“ (130–137) steht die Frage zur Debatte, wie wir unser Alltagsverständnis von uns selbst als „freie Wesen“ mit einer wissenschaftlich deterministischen Konzeption der Welt vereinbaren können. Im Falle der Beziehung zwischen Geist und Körper, sagt Searle, sei ihm diese Vereinbarung gelungen, bezüglich Freiheit und Determinismus jedoch nicht. Obwohl es so etwas wie mentale Verursachung gibt, sind die mentalen Prozesse, die unser Handeln verursachen, selbst durch die Mikroprozesse des Gehirns verursacht. Das Problem der Willensfreiheit bleibt uns erhalten. Searle spricht vom Geist als „einem Teil der Natur“. Dies ist nach D. eine metaphysische Behauptung, die den Materialismus unterstützen soll. Für D. fallen Handeln, Wollen, Intendieren und Entscheiden *nicht* in den Bereich kausaler Untersuchungen, wie wir sie aus der Physik und Chemie kennen. Es habe auch keinen Sinn, von ihnen als Ursachen in einem wissenschaftlichen Sinne zu sprechen. Nur in einer dualistischen Konzeption werden sie als „Geisteszustände“ oder „geistige Prozesse“ gedacht.

D. erweckt beim Rez. den Eindruck, viele Fragen bezüglich Gehirn und Geist, die gerade durch die Befunde der modernen Gehirnforschung neue Aktualität erhalten, vorschnell als „Scheinprobleme“ abzutun, die ohne den perpetuierten Cartesischen Dualismus sich gar nicht stellen würden. Die bloße Analyse der Alltagssprache dürfte schwer in der Lage sein, alle Fragen des Verhältnisses von Geist und Körper zu beantworten, die von der Gehirnforschung und der empirischen Psychologie aufgeworfen werden.

H. GOLLER S. J.

MAINZER, KLAUS, *Symmetrien der Natur*. Ein Handbuch zur Natur- und Wissenschaftsphilosophie. Berlin-New York: de Gruyter 1988. 740 S., 225 Abb.

Der Autor, Philosoph, Wissenschaftshistoriker und -theoretiker an der Universität Konstanz, nimmt den Leser mit auf einen rund 700 Seiten langen Marsch durch die gesamte Naturwissenschaft, ihre Geschichte und ihre vielfältigen Beziehungen zur Naturphilosophie. Der rote Faden, dem er folgt, ist die Idee der Symmetrie.

Im 1. Kap. (15–140) schildert der Autor die Frühgeschichte der Symmetrie bis zum Beginn der neuzeitlichen Naturwissenschaft. – Das 2. Kap. (141–239) behandelt die Symmetrie in der neuzeitlichen *Mathematik*, Voraussetzung dafür, verstehen zu kön-

nen, wie und warum auch die Naturgesetze mit Symmetrien (algebraischer Art) verknüpft sind, nicht nur Körper und ihre Bahnen. Es geht vor allem um die sog. Gruppentheorie, deren Entwicklung Ende des 18. Jh. einsetzt und zu einer sehr allgemeinen mathematischen Präzisierung des Symmetriebegriffs führt. Das Kap. endet mit der Darstellung der gruppentheoretischen Voraussetzungen der Relativitätstheorie und der Quantenmechanik. – Das 3. Kap. (240–367) untersucht die Symmetrien der *klassischen Physik*. Symmetrie erscheint vornehmlich als Invarianz der Naturgesetze und physikalischer Theorien gegenüber Verschiebung, Drehung und Spiegelung des Koordinatensystems. Die Physik wird standpunktunabhängig (objektiv) gemacht. – Im 4. Kap., dem längsten (368–607), werden die zwei Rahmentheorien der modernen Physik besprochen, die Relativitätstheorie und die Quantenmechanik. – Die ursprüngliche *Quantenmechanik* (404 ff.) wurde weiterentwickelt zur universalen, nicht-relativistischen Quantenmechanik. Sie beschreibt die Wirklichkeit als eine ungeteilte Ganzheit von hoher Symmetrie (Holismus). Die aktuelle, konkrete Vielheit entsteht durch Erniedrigung, d. h. Brechung der holistischen Symmetrie. Dazu muß man von bestimmten, sog. EPR-Korrelationen, über die alles mit allem „verschränkt“ ist, abstrahieren. Diese Korrelationen sind „instantan“ und distanzunabhängig. Sie sind nicht zu verwechseln mit klassischen Wechselwirkungen der vier Grundkräfte. Welche EPR-Korrelationen eliminiert werden sollen, sagt die universale Quantenmechanik nicht. Das hängt ab vom Kontext (Art des Meßapparates), vom Standpunkt des Beobachters und seinen Erkenntnisinteressen. Nach M. kündigt sich hier eine grundlegende Revision der klassischen Realitäts- und Kausalitätsauffassung an. – Der letzte Abschnitt (518 ff.) untersucht, wieweit sich chemische und biologische Systeme als Momente einer Symmetriestruktur auffassen lassen, aus denen sie eventuell durch Symmetriebrechung erzeugt werden können. Der Autor zeigt das an der Rekonstruktion eines kleinen Moleküls aus ersten Prinzipien. Es bedarf mehrerer Schritte der Symmetriebrechung, um von der rein quantenmechanischen Beschreibung des Moleküls zum inhaltsreicheren, schon von anderswoher bekannten Orbitalmodell des Moleküls zu gelangen. – Die Abstraktionskette oder Symmetriebrechungskaskade entspricht in umgekehrter Richtung, so betont der Verf. mehrmals, einer Theoriereduktion. Chemische Begriffe (wie Orbital oder Kerngerüst) werden auf quantenmechanische, also physikalische Prinzipien zurückgeführt. Es handle sich aber wissenschaftstheoretisch um eine schwache Reduktion. Denn bei einer starken Reduktion müsse man die Grundbegriffe einer neuen Theorie (hier der chemischen) durch die Grundbegriffe der alten (hier der quantenphysikalischen) definieren können, was nicht der Fall sei. Erkenntnistheoretisch entspreche die durchgeführte Theoriereduktion einem bestimmten Erkenntnisinteresse des Chemikers an der Natur (Kontext- oder Standpunktabhängigkeit der Symmetriebrechung). Die Wirklichkeit des Moleküls entspreche nicht diesem Resultat (dem Orbitalmodell), sondern bestenfalls der quantenmechanischen Beschreibung mit allen ihren möglichen Verschränkungen in der Quantenwelt. Heißt das nun, daß die Atomkerne und Elektronen im realen Molekül nicht wirklich aktualisiert sind und nur potentiell existieren und vom Chemiker bloß neu eingeführt werden? Die Frage bleibt vorläufig unbeantwortet.

Im 5. und letzten Kap. (608–693) „sollen die philosophischen Grundlagen des Symmetriebegriffs systematisch untersucht werden“ (608). – Die Symmetrie wird mit den Kategorien Substanz und Kausalität in Beziehung gesetzt (616 ff.). Die Konstituierung eines physikalischen Objektes als Gegenstand der Erkenntnis verläuft in zwei Schritten: – Vorgegebene Daten werden mit Hilfe einer raumzeitlichen Symmetriegruppe klassifiziert. Man erhält einen Objekttypus mit permanenten Eigenschaften wie Masse und Gestalt. Dem entspricht nach M. die traditionelle Substanzkategorie. – Ein Objekttyp wird mit Hilfe von Kausalgesetzen individualisiert. Man erhält eine Bahnkurve, d. h. Ort und Impuls für jeden Zeitpunkt. Dem entspricht die traditionelle Kausalitätskategorie. – Beide Kategorien werden durch die Brille des neuzeitlichen Verständnisses gesehen: Substanz als Träger permanenter Eigenschaften, Kausalität als gesetzmäßige Abfolge von Zuständen in der Zeit. – In der Quantenmechanik wird die Substanzkategorie durch das sog. Superpositionsprinzip eingeschränkt. In der quantenmechanischen Beschreibung eines Moleküls sind die Atomkerne und Elektronen miteinander

„verschränkt“ und nicht trennbar. Sie haben nur eine potentielle Existenz. Individualisierung ist möglich, indem die Superposition durch Symmetriebrechung eingeschränkt wird. Jetzt erscheint das Kerngerüst mit seinen Quasi-Elektronen (Elektronenaufenthaltsräume oder Orbitale). Die sog. Schrödingergleichung bestimmt den quantenmechanischen Zustand eindeutig für jeden Zeitpunkt wie die Differentialgleichungen (das klassische Kausalgesetz) die Bahnkurve eines klassischen Objektes. Die Observablen Ort und Impuls sind aber nicht für jeden Zeitpunkt aktualisiert. Zwar kann man den momentanen Ort eines Quantenobjektes messen, der Impuls bleibt dafür um so unbestimmter. – Der Autor sieht also die alten Kategorien von Substanz und Kausalität (in ihrer neuzeitlichen Auslegung) zurückgeführt auf eine noch allgemeinere Kategorie des Symmetriebegriffs als einer gruppentheoretisch präzisierbaren mathematischen Struktur. Als mathematische ist sie apriori, als physikalische bleibt sie fallibel. Die Konstituierung eines physikalischen Objektes ist in dem Sinn objektiv, als sie unabhängig ist vom Bezugssystem des Beobachters. – Der letzte Abschnitt (628 ff.) stellt endlich jene Frage, auf die nichtprofessionelle Leser schon lange gewartet haben: Sind die Symmetrien und ihre Brechung nur Formen der Erkenntnis, Eigenschaften unserer Theorien, oder sind sie Formen der Natur? – M. stellt zunächst eine Skala möglicher Antworten auf, die er mit dem mittelalterlichen Universalienstreit in Beziehung setzt. Am Anfang der Skala steht ein platonistischer Realismus, am Ende ein nominalistischer Instrumentalismus. Das Problem wird dadurch verschärft, daß man wegen des mathematischen Apparates nicht einfach vom Grundlagenstreit in der Mathematik zwischen Platonisten (Mengenetheoretikern) und Nominalisten (Konstruktivistern) absehen kann. – Die Antwort hängt für M. (auch) vom Preis ab, den die Naturwissenschaftler zu zahlen bereit sind. Eine Messung an einem Quantensystem aktualisiert eine der vielen Möglichkeiten (Superposition), die in der quantenmechanischen Zustandsbeschreibung enthalten sind. Was geschieht mit den nicht-realisierten Möglichkeiten? Nach Everett realisieren sie sich auch in ebenso vielen, aber unzugänglichen Welten. Das ist eine Art fundamentalistisch-wörtlicher Interpretation der Quantenmechanik. M. findet den Preis zu hoch: Myriaden von Welten, die sich mit jeder Wechselwirkung fortwährend explosiv vermehren. Am billigsten machen es sich die Nominalisten (Positivisten): Quantenmechanik ist nur ein Prognose-Instrument. Warum das Meßgerät einen bestimmten Wert anzeigt, die Schrödingerfunktion aber nur statistische Erwartungswerte liefert, braucht gar nicht weiter zu interessieren. – Eine Antwort wird durch die universale, algebraische Quantenmechanik nahegelegt: „Danach ist es in bestimmten Kontexten ... logisch konsistent, Elektronen, Atomen und Molekülen eine individuelle und wirkliche Existenz zuzuschreiben. Man darf nur nicht sagen, die Materie bestehe aus Elektronen, Atomen und Molekülen als absoluten Bausteinen. Elektronen, Atome und Moleküle sind Aktualisierungen von Strukturarten, unter denen sich die Materie unter bestimmten theoretischen und experimentellen Voraussetzungen zeigt“ (661). Dieser Ansatz wird erweitert auf die ganze Hierarchie der Strukturen vom Elementarteilchen über das Atom, die Zelle, den Organismus bis zur Biosphäre, sogar bis zur menschlichen Gesellschaft, lauter Beispiele von Selbstorganisation durch Symmetriebrechung.

Das Werk macht den Eindruck, einen gewaltigen Methodenmonismus installieren zu wollen. Der Autor wehrt ab. Die alten Grenzen zwischen Physik, Biologie, Psychologie, Sozialwissenschaft werden gewiß nicht abgeschafft, aber doch relativiert. Er hofft, daß (auch) dadurch der Graben zwischen den „two cultures“ (C. P. Snow) überbrückt werden könne – ein Anliegen, das im ganzen Buch erkenntnisleitend wirkt. Es gibt aber nicht nur eine fortschreitende Verwissenschaftlichung und Mathematisierung selbst von Psychologie und Soziologie, sondern umgekehrt auch eine Soziologisierung, Psychologisierung und Historisierung der Naturwissenschaften. Denn diese sind auch das Produkt zweckrationalen Handelns konkreter Wissenschaftler, die nach Werten wie Wahrheit, Ansehen, Macht etc. streben. Dabei reicht das wissenschaftliche Wissen nicht aus, dieses Streben zu orientieren, da sich das Sollen nicht aus dem Sein ableiten lasse. An dieser Stelle wird für den Autor eine selbständige geisteswissenschaftliche Perspektive grundlegend (675). Wie das die Geisteswissenschaften leisten können, läßt er als Wissenschaftsphilosoph offen.

M.s Werk ist eine imposante Leistung. Ein enormer Stoff wird mit großer Klarheit und Folgerichtigkeit dargestellt. Der ordnende Gesichtspunkt Symmetrie wird von Anfang bis Ende durchgehalten, auch wenn dieser Gesichtspunkt in historischen Exkursen und jenseits von Physik und Chemie gelegentlich stark strapaziert erscheint. Wer nicht selber ein gewandter Mathematiker und ein sehr guter Kenner der Physik ist, wird dem Autor schwerlich Verbesserungsvorschläge machen können. Er kann allenfalls an philosophischen Folgerungen Fragezeichen setzen. Zum Beispiel: 1. Der traditionelle Substanzbegriff kommt, soweit ich sehe, nirgends zur Sprache: Substanz ist nicht bloß permanenter Träger veränderlicher Eigenschaften, sondern strebendes Subjekt, Zentrum von Spontaneität, nicht bloß von Reaktion auf Wirkungen von außen. In ihm sind Ziele wirksam, insofern es werden „will“, was es noch nicht ist, aber sein soll gemäß seiner *forma substantialis*. M. a. W. Substanz ist ursprüngliche Ganzheit, die nach Selbstentfaltung strebt, was etwas ganz anderes ist als Selbstorganisation. Das „Selbst“ im ersten Fall ist ein Genitivus subjectivus, im zweiten Fall ein Genitivus objectivus: die vielen „Selbste“ (z. B. Moleküle in der präbiotischen Evolution) organisieren sich durch ihre Wechselwirkungen zu einer neuen Einheit. – Ebensovienig kommt der traditionelle Kausalitätsbegriff zur Sprache. Es geht nicht bloß um eine gesetzmäßige Abfolge in der Zeit, sondern um ein Hervorbringen, Produzieren, Bewirken. Mit Recht kritisierte E. Mach die neuzeitliche Konvention, das naturwissenschaftliche „Kausal“gesetz Kausalgesetz zu nennen. Weil es um Hervorbringen geht, kommt es in der Naturwissenschaft, jedenfalls in der Technik, nicht nur darauf an, die Welt exakt mathematisch zu *beschreiben*, sondern sich die *Mechanismen* zurechtzulegen, die mir sagen, wer wie auf wen wirkt. – Die eben skizzierten Auffassungen könnten zu zusätzlichen Fragen führen, z. B. im Zusammenhang mit der oben zitierten Stelle. Da ist die Rede von „der“ Materie, die „sich“ zeigt in „Aktualisierungen“. Ist das nur eine *façon de parler*? Wenn nicht, könnte die bloße Materie, der unbelebte Bereich der Wirklichkeit, nicht eine Substanz im besagten Sinne sein, die seit dem vermuteten Big Bang sich selbst entfaltet und ihre eigene Symmetrie bricht? Symmetriebrechung wäre dann nicht bloß ein Vorgang innerhalb der Theorie der Materie noch etwas, was wir in die Natur hineinbringen durch den „Kontext“ der Sinnesorgane und Meßapparate, sondern ein *Tun der Materie*. – 2. Der Unterschied zwischen tot und lebendig gehört zu den stärksten Unterschieden unserer Erfahrung. Hat er sich wirklich bloß als graduell entpuppt? Um nur einen Unterschied zu nennen: Jedes Lebewesen ist vollgestopft mit zweckmäßigen Strukturen genau wie unsere technischen Schöpfungen. Im Bereich des Unbelebeten aber gibt es nicht die Spur davon. Der Mutations-Selektions-Mechanismus (!), der diesen Unterschied einebnen soll, setzt u. a. voraus, daß die Gene letztlich (wie indirekt auch immer) alle invarianten, d. h. vererblichen Eigenschaften eines Organismus restlos bestimmen. Die so kritischen Physiker sollten die Biologen einmal fragen, woher diese das denn wissen. Seitdem es Molekularbiologie gibt, sind Zweifel angebracht. Die DNA-Information bezieht sich auf die Primärstruktur von Proteinen, also auf Bausteine, aber schwerlich auf das, was daraus gebaut werden soll. Wenn die DNA nur eine kleine Teilinformation über das Lebewesen enthielte, wäre es nicht weiter verwunderlich, daß wir 99% unserer Gene mit den Schimpansen gemeinsam haben, der Unterschied zwischen beiden aber gewiß größer ist als nur 1%. Die Preisfrage lautet natürlich, wo denn der andere Teil der Information stecke. Eine Antwort wäre vielleicht möglich, wenn das Lebewesen nicht einfach ein hochkomplexes System aktualisierter Atome und Moleküle ist, sondern eine Substanz im Sinn einer ursprünglichen Ganzheit, die vor den Teilen existiert, aus denen sie später bestehen wird, während Lebewesen als hochkomplexe Systeme nur nachträgliche Ganzheiten sein könnten, Produkte der Selbstorganisation (s. oben). – 3. Immer wieder taucht die „hierarchische“ Strukturreihe auf vom Elementarteilchen bis zum Ökosystem. Ist sie so linear-ungebrochen, wie sie dasteht, theoretisch begreifbar oder sogar real entstehend durch eine fortgesetzte Kaskade von Symmetriebrechungen der Theoretiker bzw. der Natur selber, wodurch die ungeteilte Ganzheit der ursprünglichen Wirklichkeit reduziert wird und die empirisch beobachtbare Vielheit entsteht? Sollte z. B. ein Begriff der „zweckmäßigen Struktur“ je auf diese Weise erreichbar sein, dann wohl nicht über Symmetriebrechungen, die zuerst zu Atomen und dann zu Molekülen und schließlich zur

besagten Struktur führen, sondern vermutlich „direkt“ unter Umgehung der Reihe Atom-Molekül, indem von ganz anderen EPR-Korrelationen abstrahiert werden müßte als im Fall der genannten Reihe. – Ein anderer Grund legt nahe, daß die genannte Reihe ziemlich künstlich ist. Mir scheint, daß es bei M. drei verschiedene Paradigmata für „System“ gibt, deren Zusammenhang mir nicht deutlich geworden ist: Das ungeteilte quantenmechanische holistische System, aus dessen potentiellm Strukturreichtum durch Unterdrücken von EPR-Korrelationen die aktuelle Vielheit erzeugt werden kann. – Das Vielteilchensystem fern vom thermodynamischen Gleichgewicht. In ihm können recht eintönige sog. dissipative Systeme prekärer Stabilität entstehen durch zufällige, chaotische Fluktuationen. Hat diese Art von Brechung einer doch recht „leeren“ Symmetrie etwas zu tun mit der Brechung der quantenphysikalischen holistischen Symmetrie durch Abstraktion von diesen oder jenen EPR-Korrelationen? – Vernetzte Systeme aus makroskopischen Agenten, die Interessen verfolgen, miteinander konkurrieren oder auch koalieren, weil jeder sich selbst behaupten will, was doch weder Ionen in Kristallen noch Sterne in Galaxien tun. Die Vergleichbarkeit dieser drei Sorten von Systemen scheint mir doch sehr fraglich zu sein.

Noch ein Letztes: Der Autor nennt sein Werk ein Handbuch. Das ist es zwar nicht im herkömmlichen Sinne, läßt sich aber als solches benützen wegen seines hohen Grades an Vollständigkeit, seines detaillierten Inhaltsverzeichnisses, seines ausführlichen Registers und wegen seiner Literaturliste mit mehr als 800 Angaben und vielleicht noch einmal so vielen in den Fußnoten.

P. ERBRICH S. J.

3. Praktische Philosophie

BUCHER, ALEXIUS J., *Ethik – eine Hinführung* (Conscientia. Studien zur Bewußtseinsphilosophie 17). Bonn. Bouvier 1988. 297 S.

„Hinführung“ ist hier weniger pädagogisch als philosophisch-systematisch zu lesen; man könnte auch ‚Grundlegung‘ sagen. Der Einstieg freilich erfolgt von außen; Kap. I zeigt vor der Krise der modernen Lebenswelt und des anthropologischen Selbstverständnisses die Notwendigkeit von Ethik. Traditionelle Lösungskonzepte genügen nicht mehr, insbesondere scheitert die appellative Verallgemeinerung individuäthischer Handlungsnormen angesichts der globalen Konflikte (individuelle Schuld und überindividuelles Unrecht muß man unterscheiden). Als Ort einer entsprechend umgreifenden Ethik sieht B. die Vernunft in ihrer Verpflichtung zur Wahrheit. „Vernunft ist dann Vernunft, wenn sie sich als Vernunft will. Vernunft soll sein! Das ist der ethische Imperativ der Vernunft, der nur dann erfüllt wird, wenn Vernunft auf Wahrheit aus ist“ (22). – Bei unserer Frage steht sie vor dem Problem, präskriptive Zielvorgaben und deskriptive Tatsächlichkeiten aufeinander zu beziehen. Ist sie damit angesichts der Naturbestimmtheit des Menschen nicht überfordert? Jedenfalls reichen die Kriterien instrumenteller Vernunft nicht zu, auch nicht Triebstruktur, Unterbewußtsein, Milieu, Sozialstrukturen. Es geht um eine ihrerseits bereits ethische kritische Theorie der lebensweltlichen Situation.

Hierfür sind zunächst (Kap. II) die sittlichen Phänomene zu erschließen, in Erweiterung von Tatsachen- durch Wesenserfahrung und Sachlichkeit, wozu es nichts anderes braucht als „das Vermögen des mit Vernunft qualifizierten Menschen, aus Lauten der Sprache Sinneinheiten zu erfassen bzw. zu konstituieren“ (69). B. erhebt drei Phänomene: a) das Sollen. Unverständlich ist mir hier, warum er es seltsam findet, daß die Moralphilosophen nicht von Müßen reden (75 f.), sagt Müßen doch: nicht anders können (man muß sterben), Sollen: nicht anders dürfen. Es scheint mir also sprachlich das einzig rechte Wort für ethische Fragen – sosehr es auch andere Bedeutungen des Wortes gibt. (Ich darf bei dieser Gelegenheit gleich weitere, z. T. sprachliche Corrigenda notieren, unter Ausschluß schlichter Druckfehler [und eigens der Zeichensetzung], so S. 5 Anm. 6: MS [AB 26]; S. 12 Abs. 3: unterliegen; S. 14 m: unberücksichtigt?; S. 20, Z. 12 v. u.: ohne nicht; S. 32 Abs. 2: zwischen?; S. 54 Z. 3 v. u.: ohne sich;